

Der Fremdeste

Geboren am 12. Juli 1868 in Büdesheim

1933 schrieb mir Alfons Paquet, er habe Stefan George getroffen und ihn gefragt, wie es ihm gehe? Die Antwort: „Wie soll es mir gut gehn, wo die Besten meiner Zeit so leiden müssen!“ 1927 hatte der Dichter aus der Hand Paquets als erster den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt entgegengenommen. 1933 lehnte er es schroff ab, Präsident der Deutschen Dichterkademie zu werden, wie er es stets abgelehnt hat, in der geschäftigen Öffentlichkeit, in Zeitschriften, Zeitungen oder Anthologien zu erscheinen. Der Sohn eines Gastwirts empfand sich als Aristokrat. Kein Wunder, daß er es 1933 eilig hatte, Deutschland, das ‚Neue Reich‘, das nicht sein Reich war, zu verlassen. Die Schweiz nahm ihn auf. Dort starb er am 4. Dezember 1933 in Minusio bei Locarno. Dort liegt er begraben. Selbst sein Leichnam – so wollte er es – sollte nicht nach Deutschland zurückkehren. Eine schlichte Platte deckt sein Grab. Der ‚hohe Priester‘ hat alle Pracht abgelegt. Freunde versorgen seine letzte Stätte.

Um es gleich zu sagen: was an ihm vergänglich war, ist rasch der Vergänglichkeit verfallen. ‚Der Stern des Bundes‘ verlor seinen Glanz. Fort eben der priesterliche Faltenwurf, der Kreis, der ihn einschloß und umschwärmte, der Maximin-Kult und die verfärbte Geste der frühen Hymnen, der hängenden Gärten, Gärten zur Geste erstarrt, der Pilgerfahrten und Algabals. Er selber zog den Purpurmantel aus im ‚Jahr der Seele‘ und verschrieb sich der strengen Würde der Beschränkung.

Im Dom zu Bamberg erkannte er sich an Tilman Riemenschneiders Kaisergrab. Das Gesicht des Arztes dort unter den Blicken des domherrlichen Reiters war sein Gesicht, in Holz geschnitten, in Erz gegossen, aus dem Stein geschlagen: Nachdenklichkeit, in die Hand geschmiedt:

*Du Fremdester brichst doch als echter spross
Zur guten kehr aus deines volkes flanke.
Zeigt dieser dom dich nicht: herab vom ross
Streitbar und stolz als königlicher Franke!*

*Dann bist du leibhaft in der kemenat
Gemeißelt – nicht mehr Waibling oder Welfe –
Nur stiller künstler der sein bestes tat.
Versonnen wartend bis der himmel helfe.*

So sah er sich im andern.

Daß er im ersten Weltkrieg noch Größe und Ritterlichkeit fand, das hatte er gemein mit vielen, mit Thomas Mann, dem ‚Unpolitischen‘, und Gerhart Hauptmann. ‚Der Dichter in den Zeiten der Wirren‘ wollte verehren und abwarten, bis ‚sich dies geschlecht gereinigt von schande‘, ein niedriges Ge-

schlecht, angesiedelt zwischen ‚Hosianna!‘ und ‚Kreuziget ihn!‘ Der Barbarei verfiel er nie. Und wenn er im ‚Stern des Bundes‘ (1914) vorausschauend und richterlich die Stimme erhob und seine Nation vor das Scherbengericht rief, geschah es aus tiefster Besorgnis und mit einem Recht, das ihm die Geschichte bestätigen sollte:

*Ihr baut verbrechende an maass und grenze:
‚Was hoch ist kann auch höher!‘ doch kein fund
Kein stütz und flick mehr dient . . es wankt der bau.
Und an der weisheit end ruft ihr zum himmel:
‚Was tun eh wir im eignen schutt ersticken
Eh eignes spukgebild das hirn uns zehrt?‘
Der lacht: zu spät für stillstand und arznei!
Zehntausend muss der heilige wahnsinn schlagen
Zehntausend muss die heilige seuche rafften
Zehntausende der heilige krieg.*

Welche Steigerung: zehntausend – zehntausend – zehntausende! Die Zahl blieb im Gedicht noch zurück, noch zu klein. Sein ‚Drud‘ aus dem ‚Neuen Reich‘ setzte das ‚behaarte Bein‘ und den Fuß unerbittlicher auf die verratene Erde, und dröhnend stampfte sein Huf. Und doch der Mensch vernahm es nicht:

*Wär nur dein geist am werk gewesen: längst
Wär euer schlag zerstört und all sein tun
Wär euer holz verdorrt und saatzfeld brach . .
Nur durch den zauber bleibt das leben wach.*

Der Geist als Widersacher des Seele? Gewiß nicht! Der Geist gegen den Zeitgeist, die Seele gegen das Seelenlose, gegen den Ungeist in der Unzeit. Schon im ‚Siebenten Ring‘ (1907) beschrieb er den ‚Widerchrist‘, den Schatten, das Irrlicht aus Dantes Hölle:

*Dann hängt ihr die zunge am trocknenden trog.
Irrt ratlos wie vieh durch den brennenden hof . .
Und schrecklich erschallt die posaune.*

Die Zeit aber hatte bereits Pech und Schwefel in den Ohren und war taub geworden für solchen Ruf. Der Sturmwind der Posaune brauste an ihnen vorbei.

Der vor dem Krieg warnte, als es schon zu spät war, vor dem Krieg und dem kranken Geist und nicht zu ihm aufrief, beklagte erschütternd den frühen Tod seines Freundes Norbert von Hellingrath:

*Du eher mönch geneigt auf seinem buche
Empfandest abscheu vor dem kriegsgerät . .
Doch einmal eingeschnürt im rauhen tuche
Hast angeborne schonung stolz verschmäht.*

Stolz verschmäht hat auch Stefan George alle Rufe des braunen Satans und durch seinen jüdischen Sekretär ihm mitteilen lassen, daß er, der dem ‚Jungen Führer im ersten Weltkrieg‘ alle Ehre zollte, dem Widerchrist im fal-

schen Führer nicht folgen werde. Das war ein klares Bekenntnis, das war Mut und Demut zugleich.

Er begann europäisch, er war seit 1889 zusammen mit Paul Valéry Gast an den Dienstagabenden bei Stéphane Mallarmé in der Rue de Rome, im Pariser Zirkel. Dieser Begegnung verdanken wir die großartigen Übersetzungen Georges. Dem Mallarméschen Symbolismus entsagte er jedoch bald, Dantes Wort folgend: ‚Dem ohngeachtet halt dich frei von Schmucke‘ oder dem eigenen:

*Ich wollte sie aus kühlem eisen (Die Spange)
Und wie ein glatter fester streif.
Doch war im schacht auf allen gleisen
So kein metall zum gusse reif.*

Zuvor aber – wir habens gesagt – nötigte ihn die Zeit, ins Gewand des nationalen Propheten zu schlüpfen, um den sich seine Jünger scharten, die sich vornahmen, ‚das Wort aus seinem gemeinen alltäglichen Kreis zu reißen und in eine leuchtende Sphäre zu erheben. Dem ‚Denkbild Mallarmé‘ indessen blieb er treu, und viele seiner Strophen sind symbolisch zu verstehen, so der

JAHRESTAG:

*O schwester nimm den krug aus grauem thon.
Begleite mich! denn du vergasest nicht
Was wir in frommer wiederholung pflegten.
Heut sind es sieben sommer dass wir hörten
Als wir am brunnen schöpfend uns besprachen:
Uns starb am selben tag der bräutigam.
Wir wollen an der quelle wo zwei pappeln
Mit einer fichte in den wiesen stehn
Im krug aus grauem thone wasser holen.*

Man muß sich unter die ‚Eingeweihten‘ mischen, um aus den Symbolen dieser Klage, aus ihrem Brunnen Wasser schöpfen zu können. Wer ist beider Bräutigam und derselbe Tag, wer die zwei Pappeln und die eine Fichte?

Wie Mallarmé unverkennbar französisch war, wollte George, da es die Zeit erforderte, demütig-offen und dankbar deutsch sein. Man hat es ihm hierzulande schief angerechnet. Aber stimmt es nicht nachdenklich, daß ein Oxford-er Literaturhistoriker, C. M. Bowra, 1942 im irrsinnig wütenden Krieg einen der besten Essays über Stefan George geschrieben hat und ihm uneingeschränkt zugestand, ‚national‘ zu denken, da er wohl merkte, daß hier ein anderes Nationalgefühl seine Wurzeln in den Urgrund der Sprache schlug, als das in jener verhängnisvollen Zeit propagierte? Der Dichter spürte sein Volk in sich, das so anders war als das Volk um ihn, das grölende, betörte, verstörte. Abhold der Deutschtümelei legte er um sein Deutschtum eine große Stille, um ‚für die dinge eigne namen zu erfinden‘. In den acht Gedichtbüchern Stefan Georges, in ihrer zyklisch-geheimen Architektur, ist der Wortschatz eingesammelt, der die deutsche Jahrhundertwende bis zu jenem unheilvollen 1933 bereichert und das trübgewordene Wasser gereinigt hat. Noch bei Gottfried Benn ist der Wille zur Form erkennbar, den George zum Maßstab erhob,

zum ‚grauen thon‘, dem höchsten in unserer Zeit. Die ‚Blätter für die Kunst‘ (1892–1919. 12 Folgen zu je 160 Seiten) geben nur einen schwachen Abglanz davon; das eigene Gedicht aber leuchtet.

Zwischen Nietzsche und dem Expressionismus, der die Sprachelemente zersprengte, ist George der Erneuerer. Er hat uns gelehrt, Hölderlin zu verstehen und Jean Paul, er hat uns in die Zucht ihrer Sprache genommen, damit wir an ihr die unsere maßen. Was sein Ästhetentum vorerst verhinderte, ging seit dem ‚Jahr der Seele‘ in die karge Fülle des Daseins, in sein Werk ein, Strophe für Strophe. Das Preziose der frühen Jahre fällt ab wie eine Blüte, und das Didaktische der späteren senkt sich wie eine Frucht zur Erde. In der Mitte aber hat George seinen schönsten Acker bestellt und jenes doppelte Dutzend Gedichte geerntet, auf die es ankommt, unantastbar reine Gebilde der real erlebten und doch geistig verwandelten Landschaft:

*Komm in den totesagten park und schau:
Der schimmer ferner lächelnder gestade.
Der reinen wolken unverhofftes blau
Erhellte die weiher und die bunten pfade.*

Der Mann Stefan George brannte die männlich-strenge Form und hob sie aus der Glut des Feuers und zwang so ausfluchtslos Form und Inhalt in eins zu Gedichten mit der unwiderlegbaren Vollkommenheit des kühlen Diamanten:

*Fenster wo ich einst mit dir
Abends in die landschaft sah
Sind nun hell mit fremdem licht.
Pfad noch läuft vom tor wo du
Standest ohne umzuschau
Dann ins tal hinunterbogst.
Bei der kehr warf nochmals auf
Mond dein bleiches angesicht . .
Doch es war zu spät zum ruf.
Dunkel – schweigen – starre luft
Sinkt wie damals um das haus.
Alle freunde nahmst du mit.*

Nur manchmal kehrt der Ästhet an die ‚kehr‘ und zu sich zurück, und in fast zu schönen Versen drückt er sich aus:

*Und von der insel moosgekrönter steine
Verließ der schwan das spiel des wasserfalls
Und legte in die kinderhand die feine
Die schmeichelnde den schlanken hals.*

Nicht der weihevollen, kerzenumzuckte, nicht der vergängliche Dichter, der nur soviel Vergänglichkeit aufbrachte, wie es die Unvergänglichkeit verlangt, der schlichte Sänger hat sich ins Buch der Landschaft und der Dichtung unverwechselbar eingetragen. Da ist ‚Der Freund der Fluren‘, der noch einmal die ‚Urlandschaft‘ betritt, und da ‚Nach der Lese‘ weit schon am Horizont

„Der Waller im Schnee“, der noch den dumpfen Ton von Persephones Knöcheln im Ohr hat:

*Wir fühlen dankbar wie zu leisem brausen
Von wipfeln strahlenspuren auf uns tropfen
Und blicken nur und horchen wenn in pausen
Die reifen früchte an den boden klopfen.*

Oder:

*Der hügel wo wir wandeln liegt im schatten .
Indess der drüben noch im lichte webt . . .*

Unvergeßliche Augenblicke der Dichtung! Da der „rundgang zu zwein“ und dort die verseufzenden Gelübde, die hingehauchten Schwüre der Freundschaft:

*Beim eintritt leis ein händedruck.
Beim weiterzug vom stillen heim
Ein kuss – und ein bescheidner schmuck
Als gastgeschenk: ein zarter reim.*

Ich weiß, man sieht heute etwas verächtlich auf den Dichter herab, der den geheimnisvollen Linien der Landschaft nachgeht und aus ihnen Dunkel und Helligkeit des Lebens abliest. Das Tier hat keinen Sinn für die Landschaft, es kaut da und dort; ihre Schönheit zu erkennen und zu rühmen, ist ein Vorrecht des Menschen. Und wer scheel auf Landschaftsbeschreibungen, ob in Gedicht oder Prosa, herabsieht, der verleugnet ein Menschliches, das Wort, das wie Fluß und Wolke ist.

So möge er sich in anderen Bezirken umsehen und die Klage vernehmen, da wegloser keine andere sein Ohr zu treffen vermag:

*Nicht nahm ich acht auf dich in meiner bahn
In zeiten feucht und falb worin der wahn
Des suchens fragens sich verlor.*

*Kann jemand in den zeiten feucht und falb
Am dunklen tore harren meinethalb?
Nun denk ich dein weil unterm dunklen tor*

*Wo ängstend säule und gemäuer knarrt
Du meinethalben mein geharrt
Als niemand ging und als es schweigsam fror.*

Und nicht zuletzt die Lieder, von denen C. M. Bowra sagt, daß sie die einzigen der deutschen Dichtung seien, die nicht nach dem Unterton der Musik verlangten, da sie Musik in sich selber sind. Ohne jeden Schmuck kommen sie aus:

*Dies ist ein lied
Für dich allein:
Von kindischem wöhnen
Von frommen tränen . .*

*Durch morgengärten klingt es
Ein leichtbeschwingtes.
Nur dir allein
Möcht es ein lied
Das rühre sein.*

Und dann das schönste vielleicht, das sich emporrankt wie eine Flamme, das im Abendrauch schwankt wie ein Zweig, das selber Flamme und Zweig und kühler Wind und heißer Hauch ist:

*Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht
Du blühend reis vom edlen stamme
Du wie ein quell geheim und schlicht*

*Begleitest mich auf sonnigen matten
Umschauerst mich im abendrauch
Erleuchtest meinen weg im schatten
Du kühler wind du heisser hauch*

*Du bist mein wunsch und mein gedanke
Ich atme dich mit jeder luft
Ich schlürfe dich mit jedem tranke
Ich küsse dich mit jedem duft*

*Du blühend reis vom edlen stamme
Du wie ein quell geheim und schlicht
Du schlank und rein wie eine flamme
Du wie der morgen zart und licht.*

Als der Henker zum Staatsbeamten ernannt wurde, begegnete er ihm mit zusammengebissenen Lippen und eisigem Schweigen. Seine Stimme war erloschen und blieb es. Der ‚salbentrunkene prinz‘ trat ab, der Mönch schlug seine Bücher zu. Die Jünger übernahmen seine Sprache. Doch seltsam: man konnte den Eigenwilligen leicht kopieren, aber selbst die begabtesten seiner Schüler erreichten seine Höhe nie. Sie kamen bis zur Mitte des Berges und überließen den Gipfel ihm. Hugo von Hofmannsthal erreicht früh sich selber, und nur Karl Wolfskehl, der Treuegefährte und Freund, fand zum eigenen Wort und Bild.

Hat uns Stefan George nichts mehr zu sagen, zu bedeuten in Anfechtung und Trost? Hundert Jahre sind vor dem Geist wie eine Nachtwache. Nacht kann sich über ihn gesenkt haben; doch jede Nacht verspricht einen Morgen. Diebsgesindel hat in den Dutzendjahren sein Bild gestohlen, verfälscht und entehrt. Wir müssen uns ein neues Bildnis von ihm machen. George verdient; denn einige der schönsten Strophen des Weltgedichts hat er gesungen. Totgesagt sein Gedicht? Komm nur, Freund, komm in den totgesagten Park und schau...! Totgesagt ist nur ein Wort, winterlich und erstarrt. Sieh, welche Gärten der Dichter um dies e i n e Wort angelegt hat! Seine Augen sahen für dich, sein Herz liebte für dein Herz und hinterließ dir ein Vielfaches an Liebe.